

ACHTUNG

Abwertung hat System

**Vom Ringen um
Anerkennung, Wertschätzung und Würde**

Herausgeber*innen

Die Armutskonferenz, Verena Fabris, Alban Knecht, Michaela Moser, Robert Rybaczek-Schwarz, Christine Sallinger, Martin Schenk, Stefanie Stadlober, Manuela Wade

**(c) 2018 by Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GesmbH, Wien
Verlags- und Herstellungsort Wien
ISBN 978-3-99046-395-6**

Christine Sallinger, Georg Wiesinger, Elisabeth Kapferer

Statt Land

Wertschätzung und Abwertung von Lebensrealitäten auf dem Land und in der Stadt

*Hat Achtung mit Raumfragen zu tun? Stehen Wertschätzung und Abwertung in Bezug auf soziale Ungleichheiten in einem Zusammenhang mit der räumlichen Umgebung? Und wie beeinflussen Umgebungen des „Zentrums“ bzw. der „Peripherie“ konkret die Lebensumstände ihrer Bewohner*innen? Nach einer Klärung der Frage, wie „Raum“ eigentlich bestimmt und konstruiert wird und wie „Gemeinschaft“ sich räumlich manifestiert, folgen in diesem Beitrag Überlegungen, in welchem Wechselspiel die Ordnung der Welt in Zentrum und Peripherie mit sozialen Auf- und Abwertungspraktiken steht. Achtung und Anerkennung erfolgen – wie Ausgrenzung und Stigmatisierung – von außen, durch andere.*

„Das Pech trifft immer die anderen“

Für Fernsehreportagen und Zeitungsartikel werden immer wieder einkommensarme Personen gesucht, die sich für Interviews zur Verfügung stellen. Offensichtlich ist es schwer, solche Betroffenen zu finden; nicht, weil es sie nicht gibt, sondern weil es für sie meist eine große Überwindung bedeutet, den Status des Armseins öffentlich zu machen – sich also zu outen. Denn wie bei ansteckenden Krankheiten oder Homosexualität ist auch Armut oft ein Grund für Ausgrenzung und Stigmatisierung, somit für ein Kenntlichmachen eines Andersseins, das von unserer Gesellschaft als Mangel empfunden wird und das viele auch mit gerechter Strafe für schuldhaftes Verhalten verbinden. („Es wird schon einen Grund haben, dass er/sie den Job verloren hat.“) Besonders im Fall von Armutsbetroffenheit will niemand dieses Zeichen mit Stolz tragen, höchstens mit Trotz oder dem Entschluss zum Widerstand. Es lebt sich einfach besser als gleichwertiges, akzeptiertes Mitglied der Gemeinschaft.

Das hat viel mit Würde zu tun. Die Anerkennung von außen stärkt unser Selbstwertgefühl, die Achtung, die wir vor uns selbst haben. Sie ist es, die „Kreaturen“ zu Menschen macht. Sind wir alle frei und gleich an Würde und Rechten geboren? Macht es nicht einen großen Unterschied, in welcher Familie, in welchem Umfeld wir geboren werden, arm oder wohlhabend, gebildet oder bildungsfern, in der Großstadt oder auf dem Land?

Im Gespräch mit einkommensarmen Menschen, die im ländlichen Raum leben, werden zuerst die wirtschaftlichen Gegebenheiten sichtbar, mit denen sie sich täglich auseinandersetzen müssen. Wohnen ist leistbarer als in der Stadt, wo für Miete und Nebenkosten nicht selten 60 bis 70 Prozent (manchmal auch mehr) des geringen Einkommens aufgewendet werden. Auf dem Land bleibt im Häuschen der Eltern oder Großeltern nach Grundsteuer und Gebühren noch genug zum Leben. Oft bietet ein Garten auch Obst und Gemüse sowie Platz für ein paar Hühner und der eigene Keller ausreichende Lagermöglichkeiten. Die Vernetzung mit Verwandten und der Dorfgemeinschaft ist Basis von Tauschmöglichkeiten für Produkte und Dienstleistungen. Diese Lebenshaltungskosten zehren in der Stadt – trotz zahlreicher Unterstützungsangebote durch Sozialmärkte, Second-Hand-Läden, Tafeln und andere karitative Einrichtungen – den bescheidenen Rest der finanziellen Mittel auf.

Auf der Soll-Seite steht dafür zeitaufwendige und kostspielige Mobilität, sei es das eigene Auto oder öffentlicher Verkehr, um den nächsten Supermarkt, medizinische Versorgung, Schule, Kindergarten, Bildungs-, Sport- und Unterhaltungsangebote zu erreichen – und vor allem den Arbeitsplatz. Das Fahrrad ist nur selten Mittel der Wahl.

In den letzten Jahrzehnten hat sich vieles verändert, nicht unbedingt zum Besten. Junge Leute sehen im Zentrum bessere Karrierechancen und ziehen von der Peripherie weg. Kleine Lebensmittelhändler*innen und andere Nahversorger*innen haben aufgegeben, landwirtschaftliche Betriebe rentierten sich nicht mehr, Ärzte und Ärztinnen mussten ihre Praxen schließen, Verkehrsverbindungen waren nicht effizient genug und wurden eingestellt. Das ist ein empfindlicher Einkommensverlust für kleinere Gemeinden und ein Verlust an familiären Strukturen und an Zusammenhalt für die Menschen, die hier wohnen. Wenn jemand Mindestsicherung beantragen muss, bleibt das oft nicht unbemerkt. Man redet darüber, auch im Wirtshaus, und die plötzliche Stille fällt auf, sobald der oder die Betroffene den Raum betritt. War früher der Herr Pfarrer die moralische Instanz, die an christliche Werte appellieren konnte, so ist heute die Autorität der Kirche im Schwinden. Der Druck, aus eigener Kraft wieder auf die Beine zu kommen, ist größer. Nicht wenige wählen aber den Fluchtweg in die Stadt, in die Anonymität, die nicht bewertet, nicht verurteilt, uns die Illusion von Selbstbestimmung und Würde lässt.

Für junge Familien gewinnt der sogenannte Speckgürtel, also das Umland großer Städte, immer mehr an Bedeutung. Sie können oder wollen sich die extrem hohen Preise für Eigentum im Zentrum nicht mehr leisten und weichen in Gemeinden außerhalb

der Stadtgrenzen aus. Aus Sicht der Kommunen sind die neuen Bürger*innen meist herzlich willkommen, steigern wachsende Bevölkerungszahlen doch Bedeutung, Ressourcen und Zukunftsperspektiven der doch eher peripheren Ortschaften. Da die modernen Stadtflüchtlinge nicht über ererbten Grund und Boden verfügen, müssen sie die vergleichsweise moderaten Immobilienpreise über langfristige Kredite finanzieren, deren monatliche Kosten den Mieten in der Stadt entsprechen. Ein gutes Lebensmodell, solange keine unvorhergesehenen Schwierigkeiten eintreten.

Das Pech trifft immer die anderen. Niemand rechnet selbst mit Krankheit, Jobverlust, Scheidung, den häufigsten Ursachen für finanzielle Probleme. Die ersten sichtbaren Einschränkungen, etwa der Umstieg auf ein kleineres Auto, werden von den Nachbar*innen genau beobachtet und führen rasch zu einem veränderten Umgang in der Gemeinschaft. Neugier, Bedauern, Mitleid – ob nun ehrlich oder vorgeblich – erzeugen bei den Betroffenen ein Gefühl der Unsicherheit und den Verlust des Ansehens. In Vereinen oder in der Schule werden Scherze gemacht, durchaus vergleichbar mit Mobbing. Dabei fehlen Rückhalt und Hilfe, wie sie in traditionellen, sozial weitgehend homogenen ländlichen Ortschaften, zumindest eine Zeit lang, üblich sind.

Wenn ehemalige Hoffnungsträger*innen den Kredit nicht mehr bedienen können, verlieren sie das Haus und kehren gerne zurück in die Anonymität der Stadt. Wer aus einer teuren Wohnung auszieht und warum, interessiert hier kaum jemanden, große Mieter*innenfluktuation ist an der Tagesordnung. Menschen, die in Einkommensarmut leben, haben meist nur wenige Freund*innen, manchmal gar keine mehr, Bekanntschaften sind oft locker und eher oberflächlich. Wo alte Strukturen und Bindungen verloren gegangen sind, bleibt zwischenmenschliche Leere. Sozialbürokratie oder karitative Organisationen – als Leistungen des Zentrums für die Peripherie – können uns dafür keinen Ersatz bieten.

Geografischer und sozialer Raum

Wie konstruiert sich ein Raum? Was sind die Kriterien, die Zentrum und Peripherie bestimmen? Welche Bedeutung haben geografische Raumgrenzen in der heutigen Zeit überhaupt? Aus raumplanerischer Sicht werden zumeist demografische Kriterien herangezogen, die den Unterschied zwischen ländlichem und städtischem Raum festlegen sollen. So werden gemäß der Regionaltypologie der OECD drei unterschiedliche Regionstypen ausgewiesen. Ländliche Regionen zeichnen sich im Gegensatz zu den urbanen und intermediären durch eine Bevölkerungsdichte von weniger als 150 Einwohner*innen je Quadratkilometer aus. Auch die EU-Kommission verwendet eine Stadt-Land-Typologie, die mit kleineren Rasterflächen und einem Distanzfaktor für die Erreichbarkeit operiert (vgl. Eurostat 2010: 240). Das Ergebnis raumplanerischer Darstellungen sind geografische Karten, auf denen

die einzelnen Raumeinheiten unterschiedlich eingefärbt sind. In der Realität lassen sich aber diese Unterschiede an den Raumgrenzen meist nicht erkennen. Dieses „Containermodell“ steht für die seit der Antike bekannte Vorstellung vom Raum als Behälter. Die Übertragung dieses Modells in die Sozialwissenschaften hat nach Markus Schroer (2008) zu der Annahme geführt, dass soziale mit politischen und ökonomischen Räumen zusammenfallen und an den jeweiligen territorialen Grenzen der Staaten enden. Räume lassen sich aber in den wenigsten Fällen so klar voneinander trennen, ihre Konturen verschwimmen gerade im Zeitalter postmoderner Uneindeutigkeiten immer mehr. Die Menschen leben häufig nicht mehr in einem Raum, sondern in mehreren Teilräumen gleichzeitig. Eine erhöhte Mobilität und Telekommunikation tragen zur weiteren Auflösung von Raumgrenzen bei.

Für eine konsistente Abgrenzung von Urbanität und Ländlichkeit erscheinen die Bevölkerungsdichte sowie die Erreichbarkeit regionaler und überregionaler Zentren jedenfalls nicht ausreichend, da insbesondere soziokulturelle Faktoren unberücksichtigt bleiben. Räume bilden längst keine geschlossenen sozialen Entitäten. Der Raumbezug bleibt bei der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe ein untergeordnetes Phänomen. Wesentlich bedeutender sind gemeinsame sinnstiftende soziale Praktiken bzw. der sogenannte „Habitus“ der Akteur*innen, die nach Bourdieu einen symbolischen bzw. sozialen Raum festlegen. Die soziale Welt bestehe aus einem mehrdimensionalen Raum, der sich als „Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse“ verstehen lässt (Bourdieu 1985: 10). Der soziale Raum besteht aus einzelnen Teilräumen, die Bourdieu manchmal auch Felder nennt. Der Raum erfüllt somit nicht nur eine Ordnungsfunktion, er ist auch ein Garant für die Stabilität der sozialen Ordnung. Diesem absoluten Raummodell steht ein relatives Raummodell gegenüber, dem zufolge Raum als „relationale Ordnung körperlicher Objekte“ (Läpple 1991: 189) verstanden wird. Das aktive Entstehen des Raums wird durch soziale Praxis, Handlungen oder Kommunikationen betont. Da Handeln nicht nur in einem absoluten, euklidischen, dreidimensionalen Raum stattfindet, stellt sich aus soziologischer Sicht die Herausforderung, die raumplanerischen Determinanten um weitere Abgrenzungskriterien zu ergänzen.

Die soziale Konstruktion von Raum

Nach Martina Löw (2001) leite sich Raum aus einer Ordnung oder aktiven Anordnung sozialer Güter und Menschen ab. Raum konstituiere sich durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das sogenannte „Spacing“ und die „Syntheseleistung“. Bei der Raumherstellung bezeichnet Spacing den Vorgang des Errichtens, Bauens oder Positionierens, während bei der Syntheseleistung Güter und Menschen über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse zu Räumen zusammengefasst werden. Menschen werden zum einen durch Handlungen anderer Menschen positioniert, zum anderen po-

sitionieren sie sich auch aktiv selbst. Orte entstehen im Spacing, sind konkret benennbar und einzigartig. Da Raum Resultat menschlicher Syntheseleistung ist, können im Spacing unterschiedliche Orte für unterschiedliche Personen oder Personengruppen auch auf demselben Grund und Boden entstehen. So gesehen kann Raum für jede*n Einzelne*n eine unterschiedliche Relevanz haben.

Sosehr sich die räumlichen Wahrnehmungen und Abgrenzungen auch verändert haben, so haben raumplanerische Raumeinheiten dennoch eine faktische Bedeutung, und zwar überall dort, wo es z. B. um die Einteilung der Verwaltung (z. B. Schul- und Sozialsprenkel) oder die Durchsetzung von rechtlichen Normen (z. B. von Gebietskörperschaften), d. h. um organisatorische Maßnahmen und die Ausübung von Macht und Herrschaft geht – in anderen Worten: überall dort, wo unterschiedlich verteiltes Kapital und nicht zuletzt unterschiedlich verteiltes Sozialkapital ins Spiel kommen.

Raum und Sozialkapital

Für eine raumbezogene Strukturierung von Gesellschaften in Zusammenhang mit der Bedeutung von Sozialkapital erscheinen die Feldtheorie und das Habituskonzept von Bourdieu von besonderer Relevanz (vgl. Bourdieu 1994: 277 ff. u. 355 ff.). Ein Feld ist demnach ein Raum von relativen Kräfteverhältnissen und Positionen (vgl. Bourdieu 1998: 72), wobei Letztere erobert und verteidigt werden müssen. Die Feldposition eines Akteurs oder einer Akteurin ist wiederum direkt abhängig von seiner bzw. ihrer Ausstattung mit Kapital. Der Habitus gilt als ein Erzeugungsprinzip von Praxisformen und Verhaltensstrategien sozialer Akteur*innen. Dabei spielen laut Bourdieu drei Kapitalformen als Strukturierungskategorien eine besondere Rolle: das ökonomische Kapital (Geld, Reichtum), das kulturelle Kapital (Bildung, Abschlüsse) und das soziale Kapital (Netzwerke gegenseitiger Unterstützung). Manchmal führt er auch eine vierte Kapitalform an, das symbolische Kapital (Ansehen, Status). Alle Kapitalformen sind untereinander konvertierbar und definieren die Position eines Individuums in der Gesellschaft.

Aber auch auf institutioneller Ebene und für den Handlungsspielraum der Akteur*innen hat die Ausstattung und Zusammensetzung der Kapitalformen eine große Bedeutung. So untersuchte Putnam (1993) am Beispiel Italiens, wie sich Institutionen vor dem Hintergrund ihrer sozialen Umgebung entwickeln und sich dieser anpassen. Grundsätzlich werden Institutionen von ihrer sozialen Umgebung geprägt und wirken umgekehrt auf diese zurück. Eine negative soziale Umgebung produziert schlecht funktionierende Institutionen, und diese wiederum tragen nichts zu einem Aufbau der Zivilgesellschaft bei. Andererseits kann hohes Sozialkapital, ausgedrückt in Vertrauen, Hilfsbereitschaft, gegenseitigem Respekt, Akzeptanz und Toleranz, fördernd auf die Institutionen einwirken.

Kapital in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen ist mitentscheidend dabei, wie Räume gestaltet und konstruiert werden und vor allem von wem. Kapital ist somit mitentscheidend dafür, wer „drinnen“ und wer „draußen“ ist, wer sich im Zentrum befindet und wer in der Peripherie.

Zentrum und Peripherie als Frage der Deutungshoheit

Die Begriffe Zentrum und Peripherie spielen, wie schon erwähnt, eine große Rolle für gängige Strategien, die Welt zu ordnen – ob global, innerstaatlich oder auch kleinräumig in Bezirken, Gemeinden, Nachbarschaften. Zentrum und Peripherie sind zwei Begriffe in wechselseitiger Abhängigkeit, die sehr vieles, oft unausgesprochen, mittransportieren. Sie sprechen von Bedeutung, von Leistungsfähigkeit, Produktivität und Effektivität, von Angebot und Nachfrage. Sie prägen Handlungen und letztlich auch Entscheidungen über Entwicklungen, die unterschiedlichste Lebensbereiche betreffen, etwa Wirtschaft, Mobilität, Wohnraum, Bildung, Daseinsvorsorge und soziale Belange. Zentrum und Peripherie sind somit nicht nur räumliche, sondern in hohem Maße auch politische und soziale Begriffe.

Zentrum und Peripherie bilden ein Begriffspaar, das eine bestimmte Blickrichtung im Sinne einer Deutungshoheit impliziert. Es ist der Blick des Zentrums (und seiner Akteur*innen) auf einen anderen Raum – und dieser Blick ist einer, der Defizite im Auge hat. Peripherie ist niemals aus sich selbst heraus Peripherie, sondern wird dazu gemacht, aufgrund eines strahlenderen, attraktiveren, mächtigeren Gegenübers. Aus einer Perspektive der Fülle ist die Peripherie der Ort des Mangels und des Defizits, gesamtwirtschaftlich betrachtet ein kritisch gesehener Kostenfaktor. Eva Barlösius zitiert in diesem Zusammenhang aus der deutschen Wochenzeitschrift „Der Spiegel“: „Anstatt noch mehr Geld in periphere ländliche Regionen zu stecken, wäre es [nach dieser Sichtweise] sinnvoller, Anreize zu schaffen, um auch noch die dörfliche Restbevölkerung zum Fortzug in die Ballungsräume zu bewegen“ (Barlösius 2009: 25) – was sich nicht rentiert, das sollte man schließen.

Die Literatur zu ländlichen, peripheren Räumen hat diesen Blick vielfach kritisiert, nicht zuletzt auch als einen, der irreführend und vor allem auch in sich widersprüchlich ist. Alltägliche Wahrnehmungen von „entvölkerten Regionen, verfallenden Häusern und brachliegenden Industrieruinen“ (Penke 2012: 19) oder von „Ungunsträumen“ (Nolte 2013: 39) existieren neben Vorstellungen von einer „ländlichen Idylle“ (ebd.): Diejenigen, die noch dort wohnen, leben immerhin in einem „Pampaparadies“ (Klüver 2012), sie leben dort, wo andere gerne Urlaub machen oder machen möchten. – Ein Klischee kommt bekanntlich selten allein. In solchen Widersprüchlichkeiten wird allerdings sichtbar, dass Kategorien wie Zentrum und Peripherie sowie ihre jeweiligen Zuschreibungen immer auch konstruiert sind.

Achtung oder Abwertung?

Mit Blick auf das Phänomen der „Achtung“, verstanden als eine Haltung und Praxis der Wertschätzung und der Achtsamkeit, zeigen sich in dieser Unterscheidung zwischen Zentrum und Peripherie mögliche Eintrittsstellen für Abwertung und mangelnde Wertschätzung, für fehlende Achtsamkeit und für Diskurse und Definitionen, die folgenreich sind. Wenn „das Land“ nur mehr als defizitäre Restkategorie gesehen wird, als eine Art Überbleibsel neben jenen Räumen, in denen Verdichtung, Fortschritt und Entwicklung geschehen und in denen das Kapital gehäuft zuhause ist, hat das Folgen etwa für gesellschaftliches Denken und politische Entscheidungen (vgl. Penke 2012: 19 u. 25 f.). Dies bereitet auch jenen Boden, auf dem weitere Einsparungen und Einschnitte etwa in Dienstleistungen und Infrastruktur in bestimmten Räumen erfolgen – mit entsprechenden Konsequenzen für die dortige Bevölkerung und für das Zusammenleben, wie nicht zuletzt den schon zitierten „Anreize[n] [...] zum Fortzug in die Ballungsräume“.

Zentrum und Peripherie sind in diesem Sinne nicht nur räumliche Begriffe, sondern auch politisch relevante sowie sozial zu begreifende Termini. Und es sind Termini, die sich innerhalb solcher abgewerteten, defizitären, peripherisierten Gebiete wiederum fortsetzen, räumlich und eben auch sozial. Denn von den Folgen betroffen sind bei Weitem nicht nur (physische) Räume sowie ihre (schwindende) Bedeutung als soziale Räume, sondern insbesondere ihre Bewohner*innen.

Räume und Menschen

Der Blick des Zentrums auf die Peripherie ist immer auch geprägt von bestimmten Wertvorstellungen sowie Menschen- und Gesellschaftsbildern, also von einer Art „Syntheseleistung“. Dabei ist allerdings festzuhalten, dass das Zentrum nicht immer zwingend weiß (oder wissen will), was gut für die Peripherie ist, was dort gewünscht und vor allem gebraucht wird. Wenn man die Bildlichkeit von Zentrum und Peripherie – oder anders ausgedrückt: von Mitte und Rand – auf Fragen von sozialen Ungleichheiten und Ausgrenzung umlegen möchte, lässt sich in Analogie dazu Ähnliches formulieren. So wie es – sozialräumlich – ein Wissen der Peripherie gibt, gibt es auch ein Wissen der Ausgrenzung, der Benachteiligung, ein Armutswissen aus erster Hand, aus der Ich-Perspektive (vgl. Sedmak 2013). Diejenigen jedoch, die in sozialen (auch sozialstaatlichen) Belangen die Deutungshoheit haben, verfügen zumeist nicht über dieses Wissen, sind zumeist blind für die Realitäten und Bedürfnisse von Menschen in Armut (vgl. dazu auch Sedmak/Kapferer).

Claudia Neu benennt für den Umgang des Zentrums mit der Peripherie und für die in der Konsequenz oft notwendigen Anpassungen peripherer Räume eine „Gefahr, dass

der allmähliche Abbau von Infrastrukturen, die schleichende Akzeptanz von Versorgungsengpässen oder die Abwertung des öffentlichen Raums zu regionalen und kulturellen Eigenheiten umgedeutet werden“ (Neu 2016: 8). Ähnliches lässt sich im gesellschaftlichen Umgang des Zentrums (im Sinne derjenigen, die über ausreichend Kapital jedweder Form verfügen) mit Menschen beobachten, denen es an Kapital mangelt, die zum Beispiel in Einkommensarmut leben. Notwendige Anpassungen, Handlungs- und Verhaltensweisen, zu denen oft schlicht die Alternativen fehlen, führen zu Urteilen, Vorurteilen, Bewertungen und Abwertungen – auch im Sinne einer Umdeutung hin zu Ursachen für Armut, zu persönlichen Defiziten, Selbstverschulden. Der Blick des Zentrums auf die Peripherie öffnet in diesem Sinne neuerlich Eintrittsstellen für Verweigerung von Achtsamkeit, Achtung und Respekt und kann schließlich neuerliche Ausgrenzung und Stigmatisierung bedingen. Dagegen hilft es, die Blickrichtung zu verändern, umzudrehen. Es ist dabei nötig, Fenster in viel zu oft unbeachtete, ausgeblendete Lebenswirklichkeiten zu öffnen, nicht zuletzt auch, um die Bedeutung von Zentrum und Peripherie in ein anderes Licht zu rücken.

LITERATUR

- Barlösius, Eva (2009)*: Der Anteil des Räumlichen an sozialer Ungleichheit und sozialer Integration: Infrastrukturen und Daseinsvorsorge. In: Sozialer Fortschritt 2/3, 22–28.
- Bourdieu, Pierre (1998)*: Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1994)*: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985)*: Sozialer Raum und „Klassen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eurostat (2010)*: Eine revidierte Stadt-Land-Typologie. Eurostat Jahrbuch der Regionen. Luxemburg: Statistisches Amt der Europäischen Union, Referat D.4.
- Klüver, Dorit (2012)*: Pampaparadiese. Soziokultur in ländlichen Räumen. In: Deibel, Stefanie et al. (Hg.): Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: Springer VS, 315–325.
- Läpple, Dieter (1991)*: Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, Hartmut et al. (Hg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus, 157–207.
- Löw, Martina (2001)*: Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Neu, Claudia (2016)*: Demographischer Wandel und ausdünnende ländliche Räume. In: Niephaus, Yasemin et al. (Hg.): Handbuch Bevölkerungssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 697–711.
- Nolte, Hans Heinrich (2013)*: Zentrum und Peripherie in Europa aus historischer Perspektive. Online: <http://www.bpb.de/apuz/154386/zentrum-und-peripherie-in-europa-aus-historischer-perspektive?p=all> [3. 9. 2018].

- Penke, Swantje (2012):* Ländliche Räume und Strukturen – mehr als eine „Restkategorie“ mit Defiziten. In: Debiel, Stefanie et al. (Hg.): Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: Springer VS, 17–27.
- Putnam, Robert (1993):* Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy. Princeton, NY: Princeton University Press.
- Schroer, Markus (2008):* Raum. Das Ordnen der Dinge. In: Moebius, Stephan/Reckwitz, Andreas (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 141–157.
- Sedmak, Clemens (2013):* „Sollen sie doch Kuchen essen“. Wissen von Armut. In: Gaisbauer, Helmut P. et al. (Hg.): Armut und Wissen. Reproduktion und Linderung von Armut in Schule und Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, 177–197.
- Sedmak, Clemens/Kapferer, Elisabeth (2019 [im Erscheinen]):* Armut sichtbar machen. In: Coelsch-Foisner, Sabine/Herzog, Christopher (Hg.): Visualisierung, Wissenschaft und Kunst. Kulturelle Dynamiken/Cultural Dynamics 4. Heidelberg: Winter.



ACHTUNG

Abwertung hat System

Vom Ringen um
Anerkennung, Wertschätzung und Würde



DIE ARMUTSKONFERENZ.

ebook

Inhalt

Editorial	7
<i>Nancy Fraser</i> : Zur Neubestimmung von Anerkennung	11
<i>Axel Honneth, Titus Stahl</i> : Jenseits der Verteilungsgerechtigkeit: Anerkennung und sozialer Fortschritt. Wie der Wandel gesellschaftlicher Wertschätzung philosophisch beurteilt werden kann	25
Kapitel I – Abwertung hat System	
<i>Brigitte Aulenbacher</i> : Im Sog des Leistungsprinzips. Über Leistung, Gerechtigkeit, Ungleichheit und das Beispiel der Sorgearbeit	37
<i>Alban Knecht, Michaela Moser, Judith Pühringer</i> : Achtung beim AMS. Was die automatisierte Zuteilung zu arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen für die Gerechtigkeit und die Anerkennung von arbeitslosen Menschen bedeutet	45
<i>Ruth Patrick</i> : „Also ich habe es satt zu schnorren.“ Auswirkungen der Sozialhilfereform in Großbritannien	53
<i>Lukas Richter</i> : Alt, arm, ausgegrenzt. Ein Streifzug durch die österreichische Sozialberichterstattung	63
<i>Margit Schaubpp, Manuela Wade</i> : Politik mit den Armen, gegen die Armen, für die Armen? Armut und Krise der Demokratie	75
<i>Eva Grigori</i> : „Ollas geht net.“ Sozialarbeit zwischen individueller Hilfeleistung und kollektiv abwertenden Einstellungen	85
<i>Christine Sallinger, Georg Wiesinger, Elisabeth Kapferer</i> : Statt Land. Wertschätzung und Abwertung von Lebensrealitäten auf dem Land und in der Stadt	95
<i>Martin Schürz</i> : Zorn auf die Reichen? Gedanken zur Angemessenheit eines Gefühls	105
Kapitel II – Anerkennung macht stark	
<i>Romy Reimer</i> : Anerkennung genügt (nicht)? Der „blinde Fleck“ der Anerkennungstheorie	117
<i>Michaela Moser, Michael Wrentschur</i> : Räume der Anerkennung und Selbstwirksamkeit. Kollaborative Soziale Arbeit im Spannungsfeld von Selbstorganisation und Unterstützung	125
<i>Maria Pernegger, Martin Schenk</i> : Was Kinder sagen, können und brauchen. Medienstudie Kinderarmut: Darstellung und Wirklichkeit	139

<i>Hoa Mai Tràn: Zwischen anerkannter Ausgrenzung und geforderter Teilhabe. Zur Situation von Kindern in Unterkünften für geflüchtete Menschen</i>	149
<i>Michaela Moser: Achtung Sorgearbeit! Warum Sorgen arm macht und es eine Care-Revolution braucht</i>	163
<i>Angelina Reif: Ein Recht ohne Anspruch ist kein Recht. Soziale Grundrechte in Österreich</i>	171
<i>Plattform „Sichtbar Werden“: Wider die „Normalisierung der Abwertung“. Menschen mit Armutserfahrung im Gespräch mit Verena Fabris und Robert Rybaczek-Schwarz über Anerkennung, Abwertung und eine Kultur der Solidarität</i>	181
Kapitel III – Handeln tut not	
<i>Marion Wisinger: Deck Mythen auf! Zur geistigen Selbstverteidigung bei „Sozialschmarotzer*innen“-Parolen und Menschen-Bashing</i>	191
<i>Lisz Hirn: Sprich mit Jugendlichen im Park! Alternative Räume für den interkulturellen Dialog</i>	195
<i>Lena Kauer: Bau dir deine Küche! Die Wiener Kuchl – eine Küche zum Selberbauen</i>	201
<i>Norbert Krammer, Ilse Zapletal: Hol dir dein Recht! Mit Recht gegen Armut</i>	205
<i>Ernst Schmiederer: Schreib deine Geschichte! – Teil 1 Geschichten aus dem Parlament der Unsichtbaren</i>	209
<i>Margit Kubala: Schreib deine Geschichte! – Teil 2 Der Blog ist tot. Lang lebe der Blog!</i>	213
<i>Sina Farahmandnia, Lisa Oberbichler: Check deine Privilegien! Perspektivenwechsel, um Herrschaftsverhältnisse zu hinterfragen</i>	217
<i>Alban Knecht: Tu was gegen Beschämung! Erfahrungen von Armutsbetroffenen und Gegenstrategien</i>	221
<i>Michaela Moser: Lerne eine neue Kultur des Entscheidens! Die Soziokratie als Modell für mehr Anerkennung in Gruppen und Organisationen</i>	227
<i>Verena Fabris, Susanne Haslinger: Kämpfe gegen Sozialabbau! Strategien des Widerstands gegen Kürzungen und gesellschaftliche Spaltung</i>	231
Autor*innen	237
Die Armutskonferenz	241